



Leseprobe

René Freund

Liebe unter Fischen

Roman

ISBN (Buch): 978-3-552-06209-2

ISBN (E-Book): 978-3-552-06216-0

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-06209-2>

sowie im Buchhandel.

## 16. Juni

»Anrufbeantworter von Alfred Firneis. Bitte hinterlassen Sie keine Nachricht. Ich rufe nicht zurück.«

»Firneis! Ich grüße Sie. Hier spricht Beckmann, falls Sie noch wissen, wer ich bin. Hören Sie, Firneis, wär doch mal wieder Zeit, was zu machen. Ein schönes Bändchen auf die Reihe bringen. Muss nicht viel sein. Ein paar Texte werden Sie bestimmt in der Pipeline haben, Herr Firneis. Seien Sie doch so freundlich und rufen Sie mich zurück. Im Übrigen sind Sie per Mail nicht zu erreichen. Hat Ihr Computer ein Problem?«

## 18. Juni

»Anrufbeantworter von Alfred Firneis. Bitte hinterlassen Sie keine Nachricht. Ich rufe nicht zurück.«

»Firneis, ich bin's noch mal. Beckmann. Hören Sie, es wäre doch echt an der Zeit, wieder was nachzuschieben. Die Vertreter machen Druck! Firneis, der Markt lechzt nach Ihnen! Von *Im Schein der Wolkenkratzer* haben wir jetzt Hundertfünfzigtausend verkauft. *Jenseits von Mitte* ist vergriffen, wir drucken gerade nach. Mensch, Sie sind der einzige Lyriker im deutschen Sprachraum, der Kasse macht. Sie müssen jetzt nachlegen, Firneis, der Markt vergisst schnell! Rufen Sie umgehend zurück. Oder schalten Sie Ihr Handy ein!«

## 19. Juni

»Anrufbeantworter von Alfred Firneis. Bitte hinterlassen Sie keine Nachricht. Ich rufe nicht zurück.«

»Ich hätte da auch schon 'nen Titel für Sie, Firneis. Irgendwas mit Kreuzberg. So wie *Liebling Kreuzberg*, nur anders. Griffiger. Poetischer. Sie wissen, was ich meine, Firneis. Wir sollten keine Zeit mehr verlieren.«

## 19. Juni

sms: »Lieber Firneis! Ihr Anrufbeantworter kotzt mich an. Bitte dringend um Rückruf.«

## 20. Juni

Nachricht, Mobilbox: »Lieber Herr Firneis, ich weiß, dass Sie in Berlin sind. Ihr Spiel ist albern. Ich sag Ihnen die Wahrheit, Fred, ich hab Ihren neuen Lyrikband bereits angekündigt. Es fehlen eigentlich nur noch die Texte. Und der Titel! Ich ... ich erhöhe Ihre Tantiemen auf elf Prozent. Bitte dringend um Rückruf! Susanne Beckmann. Ihre Verlegerin, falls Sie sich daran noch erinnern können!«

## 21. Juni

Na gut, dachte Susanne, dann müssen wir es eben auf die harte Tour machen. Das störte sie nicht. So kam sie zumindest einmal aus dem Büro heraus, und das war an diesem sonnigen Nachmittag nicht das Schlechteste. Die Fahrt

nach Kreuzberg zögerte sie ein wenig hinaus. Als überzeugte »Schnitte von Mitte«, wie sie sich selbst titulierte, genoss sie zunächst den gut halbstündigen Spaziergang von ihrem Verlagsbüro in der Tucholskystraße zu ihrer Wohnung in der Kollwitzstraße. Zwar hatten die iPhones und iPads, die mit ihren Menschen durch die Straßen liefen, für ihren Geschmack ein wenig überhand genommen, aber immerhin konnte sie sich unter all diesen jungen und elitären Leuten selbst auch ein wenig jugendlich und mondan fühlen.

Susanne hatte das Glück gehabt, noch vor dem Boom eine erschwingliche Mietwohnung in der Gegend um den Prenzlauer Berg zu finden. Noch dazu mit einer Dachterrasse, auf der sie nun Kaffee trank. Sie liebte dieses kleine Refugium mit dem Bretterboden und dem Holztisch, an dem sie auch abends gerne saß, mit Freunden bei Wein und Kerzenschein. Besser ging es gar nicht. Nun ja, ein Mann fehlte vielleicht für die perfekte Idylle, gestand sich Susanne manchmal ein, wenn sie ehrlich zu sich selbst war. Männer gab es in ihrem Leben. Aber *der* Mann war nicht dabei. Schließlich werden die Ansprüche an einen Partner im Lauf eines Lebens nicht geringer. Susannes Ansprüche waren hoch und ihr Wille, lieber allein als mit einem Kompromiss zu leben, ungebrochen.

Susanne goss ihre Rosmarinsträucher und Lorbeerbäumchen und duschte kalt, bevor sie sich auf die Reise nach Kreuzberg machte. Eine Reise, die sie nicht nur wegen der Aufgabe, die ihr bevorstand, nicht gerne antrat, sondern auch, weil sie Kreuzberg nicht sonderlich mochte. Überhaupt den Bergmannkiez, wo Fred wohnte, ein ihrer Meinung nach vollkommen überschätztes Viertel, das sie ein wenig schmutzdelig fand.

Susanne Beckmann blieb vor einem Haus stehen. Sie sah

an der Fassade hinauf. Die Fenster im zweiten Stockwerk waren geschlossen und von einer dicken Schmutzschicht bedeckt. Susanne atmete durch und drückte die schwere Eingangstür auf.

Die Glocke läutete schrill. Susanne drückte den Klingelknopf, immer wieder. An der Wohnungstür hing ein kleines Messingschild: Alfred Firneis. Daneben vier kleine Löcher. Offensichtlich war hier ein anderes Schild abmontiert worden. Vor Firneis' Wohnung sah es aus wie bei der Altpapiersammlung. Briefe, Werbeprospekte, Pakete stapelten sich auf dem Flur. Susanne hielt inne. Lauschte. Sie hörte jemanden in der Wohnung herumschleichen. Sie beschloss, weiter zu klingeln, wobei sie sich bemühte, den Rhythmus so nervenaufreibend wie möglich zu gestalten.

Endlich ging die Tür auf. Fred Firneis stand seiner Verlegerin leicht gekrümmt, aber keineswegs überrascht gegenüber. Er trug Shorts und ein ärmelloses Unterhemd, das mit seinen vielen Flecken als Menükarte der Nahrungsaufnahme der letzten Tage dienen konnte.

»Wusste ich's doch«, sagte Fred.

»Wenn Sie es wussten, hätten Sie ruhig früher aufmachen können«, sagte Susanne, »darf ich reinkommen?«

Fred gab zögernd den Weg frei. »Es ist nicht besonders aufgeräumt.«

Susanne drängte sich an ihrem Autor vorbei. Die Tür fiel zu. Es war ziemlich düster in Alfreds Altbauwohnung, weil der Schmutz auf den Fensterscheiben das Licht nicht so richtig durchließ. Susanne Beckmann sah sich um. Nicht besonders aufgeräumt, dachte sie, ist eine Untertreibung. Eine gewaltige Untertreibung. Es gab, genau genommen, nicht einmal einen freien Sitzplatz, den Fred seiner Verlegerin hätte anbieten können. Leere und halbleere Flaschen standen überall herum. Aschenbecher quollen über,

Kartons mit Pizzaresten und Papiertassen vom Take-away-Chinesen blockierten Sofa und Stühle, Zeitungen und Zeitschriften stapelten sich auf dem Tisch.

»Wollen Sie was trinken?«, fragte Fred, »Jack Daniels ... Smirnoff? Bordeaux hab ich auch noch irgendwo ... Montepulciano?«

»Was ohne Alkohol?«

»Leitungswasser.«

»Dann lieber ein Glas Wein.«

Susanne nahm einige der herumstehenden Gläser und beförderte sie in die Küche. Dort sah es noch schlimmer aus als im Wohnzimmer. Etwas verlegen lief Fred hinterher.

»Lassen Sie, ich wasch es selbst«, sagte Susanne, die bei ihrem Glas auf Nummer sicher gehen wollte.

»Warum kommen Sie zu mir?«, fragte Fred.

»In Ihrer Spüle wachsen Pilze.«

»Die brauche ich für meine Pizza funghi.«

Da Susanne kein vertrauenswürdige Geschirrtuch fand, hielt sie Fred das tropfende Glas vor die Nase.

»Wo ist der Wein?«

Fred begann, zunächst in einem Küchenschrank, dann im Kühlschrank, danach im Wohnzimmer nach Wein zu suchen. Er fand nur leere Flaschen. Immerhin stieß er zufällig auf Jack Daniels und nahm einen tiefen Schluck aus der Flasche. Denn Whisky half bei Aufregungen wie einem unerwarteten Besuch.

»Ich ruf im Laden unten an«, sagte Fred. »Özer bringt mir Wein rauf, wenn er Zeit hat. Obwohl er Moslem ist. Kann aber ein, zwei Stunden dauern.«

»Warum gehen Sie nicht in den Laden runter und kaufen eine Flasche?«

»Nein.«

Susanne sah Fred fragend an. Fred nahm noch einen

Schluck aus der Flasche und seufzte: »Ich war schon seit Wochen nicht mehr draußen.«

»Warum nicht?«

»Interessiert mich einfach nicht.«

»Wir gehen jetzt gemeinsam raus und kaufen eine Flasche Wein.«

»Nein, das machen wir nicht!« Fred bemerkte, dass er ungebührlich laut geworden war, deshalb setzte er hinzu: »Wissen Sie, draußen, da bekomme ich so ... Schwindelgefühle. Aber das haben viele. Als würde sich alles drehen.«

»Wenn ich Sie an der Hand nehme, Fred, dann sind Sie in Sicherheit.«

»Ist wirklich nicht nötig. Mir ist da unten einfach zu viel los. Und wenn so viele Leute da sind, zum Beispiel im Supermarkt, kennen Sie das? Wenn das Herz so pocht? So schnell? Und total unregelmäßig? Mir wird davon schwindlig und dann lauf ich schnell heim, da kann mir nichts passieren. Ich ruf jetzt Özer an. Ist einer unserer letzten Türken hier im Kiez. Die werden alle verdrängt von Ihren Wessis aus Mitte mit den Luxuskindergarten.«

»Erstens sind es nicht meine Wessis und zweitens sind Sie hier der Zuwanderer.«

»Warum sind Sie gekommen?«

Susanne ging zu einem der Fenster im Wohnzimmer und riss es auf.

»Sie brauchen Hilfe«, sagte sie.

Frische Luft strömte herein und mit ihr Straßenlärm, Gelächter und Vogelgezwitscher.

Fred verschränkte die Arme: »Man soll keinem helfen, der nicht darum gebeten hat.«

»Alfred, Sie brauchen professionelle Hilfe.«

»Sie meinen einen Psychiater?«

»Ich meine zunächst mal eine Putzfrau.«

22. Juni

sms: Lieber Alfred! Bitte werfen Sie Ihren Computer an!

Gruß Susanne

sms: danke für die reinigungskraft. ich fürchte, jetzt braucht sie professionelle hilfe. in dem fall psychologische ☺

sms: Rufen Sie Ihre Mails ab, damit ich Ihnen wieder schreiben kann. Das Getippse ist mühsam.

sms: ich kann keine mails abrufen.

sms: ?

sms: ich hab meinen laptop weggeworfen.

sms: Da waren doch sicher neue Gedichte drauf?!

sms: keine sorge. ich habe ihn mit einem hammer zerstümmert und erst dann in die mülltonne getan.

*Gespräch, Mobiltelefon*

Susanne: Das war ein Scherz.

Fred: Nein, wieso?

Susanne: Sie haben Ihren Computer nicht wirklich zerstört?!

Fred: Schon.

Susanne: Wir müssen miteinander reden.

Fred: Ich brauche keine Hilfe.

Susanne: Ich brauche Hilfe!

Fred: Putze oder Psycho?

Susanne: Ich brauche ein erfolgreiches Buch. Und zwar ziemlich dringend.

Fred: Dann müssen Sie sich einen guten Autor suchen.

Versuchen Sie es mal mit einem Krimi. Die sollen gut gehen.

Susanne: Jetzt weiß ich's. Sie haben den Verlag gewechselt.

Fred: Was?

Susanne: Sie sind jetzt bei Suhrkamp.  
Fred: Nein.  
Susanne: Bei Hanser!  
Fred: Nein!  
Susanne: Können wir miteinander essen gehen?  
Fred: Nein.  
Susanne: Bitte! Alfred! Seien Sie ein bisschen kooperativ.  
Sie brauchen doch auch Geld!  
Fred: Ich schaff das nicht. Ich schaff das nicht, da draußen  
unter Leuten zu sitzen.  
Susanne: Ich komme zu Ihnen.  
Fred: Ich weiß nicht.  
Susanne: In zwei Stunden. 19 Uhr.  
Fred: Heute war schon die Putzfrau da. Ich schaff das  
nicht. Ich bin müde.  
Susanne: Morgen.  
Fred: Rufen Sie morgen an.  
Susanne: Sie gehen dann wieder nicht ran!  
Fred: Ich weiß nicht.  
Susanne: Ich bin morgen um 19 Uhr bei Ihnen. Tschüss!

## 23. Juni

Fred Firneis und Susanne Beckmann saßen an Freds Esstisch, der seit kurzem wieder als solcher erkennbar war. Die Reinigungskraft hatte ganze Arbeit geleistet.

Während Fred ein Glas Wein nach dem anderen in sich hineinschüttete, aß Susanne sämtliche Papierboxen des Take-away-Asiaten leer. Drei Gerichte für zwei, das sollte reichen, hatte sie gedacht, aber jetzt futterte sie ganz alleine, knusprige Ente, Garnelen mit Ingwer, Rindfleisch mit Koriander.

»Sie sollten auch etwas essen«, sagte sie vorwurfsvoll.

»Ich habe keinen Hunger«, antwortete Fred. »Aber das Zeug ist nicht schlecht. Obwohl es natürlich kein Vietnamesisch ist, sondern ein Chinesisch. Er behauptet nur, er wäre Vietnamesisch, um sich interessant zu machen.«

Susannes iPhone meldete sich. Während sie mit der rechten Hand Garnelen fing, checkte sie mit links die neuen Mails und Postings. Da Fred ohnehin nur trank und vor sich hin starrte, nahm Susanne sich die Zeit, auf ihre elektronische Post zu antworten. Sie schaffte es aber, gleichzeitig zu reden: »Sie sollten sich einen Computer kaufen. Zumindest einen Tablet.«

»Ich will nicht.«

»Sie müssen wieder Anschluss finden. Anschluss an die Welt! Sie müssen kommunizieren! Warten Sie mal. Ich zeig Ihnen was.«

Susanne warf die Garnelenschale in eine leere Papierbox und wischte sich den Mund ab. Sie nahm ihr iPhone, tippte etwas ein, setzte sich neben Fred.

»Sehen Sie mal. Die Facebook-Fanseite, die wir für Sie eingerichtet haben: Sie haben 2768 Freunde! Stellen Sie sich das mal vor! Die liken Sie alle! Hier, lesen Sie: ›*Jenseits von Mitte* ist der beste, ironischste, witzigste, hintergründigste Gedichtband, den ich je gelesen habe. Bitte mehr davon!‹ Das schreibt diese Petra. Gucken Sie mal! Die sieht richtig gut aus. Und hier: ›Felicidades a Fred!‹ Mercedes aus Barcelona. Wir haben in Spanien 3000 verkauft. Und erst die Franzosen, die lieben ja Gedichte. *Im Schein der Wolkenkratzer* hat dort über 11000 verkauft! Hier, eines der vielen Postings: ›Bonjour, je dévore *A la lueur des gratte-ciels*. Je ris, je pleure! Merci! Isabelle, Paris.«

»Lauter Frauen«, seufzte Fred missmutig.

»Nein, auch Männer. Hier, ein Uni-Professor aus den

USA. Germanist: »I loved your books (*Jenseits von Mitte* and *Im Schein der Wolkenkratzer*). Will there be more poems?« Sie machen die Menschen da draußen glücklich, Fred. Die wollen Sie. Die lechzen nach Neuem!«

»Wer hat Ihnen überhaupt erlaubt, diese Facebook-Seite zu machen?«

»Alfred, die Werbung mit neuen Medien ist Teil des Vertrags. Es wäre höchst unprofessionell von uns, keine Facebook-Fansite für unseren erfolgreichsten Schriftsteller einzurichten.« Susanne ließ drei Stück Ente gleichzeitig in ihrem Mund verschwinden, was Fred mit dem Leeren seines Glases beantwortete.

»Ich wette, die meisten haben die Gedichte gar nicht gelesen«, rief er aus, »und wenn, dann nicht verstanden. Das ist doch alles Selbstdarstellungs-Scheiße. Wissen Sie, was Facebook für mich ist? Das ist so wie *Die große Chance* oder *Germany's next Top-Irgendwas*. Eine riesige Casting-show! Und alle sind gleichzeitig Kandidaten und Jurymitglieder und müssen rund um die Uhr beweisen, wie toll sie sind und wie gut es ihnen geht und dass sie es wert sind, geliebt zu werden. Dabei wissen die nicht mal, wer sie sind und was an ihnen liebenswert sein soll, weil sie sich selbst am allerwenigsten lieben!«

»Das ist doch Intellektuellen-Quatsch, was Sie da reden.«

»Außerdem ist Facebook von vorgestern«, fügte Fred trotzig hinzu. »Glauben Sie, ich habe meinen Computer zum Spaß zerstört? Ich verachte dieses jämmerliche Ersatzleben! Und während ich diesen Satz ausspreche, hat es auf Ihrem Ding da schon wieder fünfmal düdeldü gemacht und Sie haben drei Anrufe oder Postings oder sms oder Mails oder was versäumt! Ständig ist man dabei, irgendwas zu versäumen!«

Fred schenkte sich ein weiteres Glas ein und zündete sich eine Zigarette an, an der er zornig saugte. Susanne seufzte. Sie hatte mit ihrem Autor schon mehr Spaß gehabt.

»Alfred, Sie betrinken sich jeden Tag, arbeiten keinen Strich und gehen nicht mehr aus Ihrer Wohnung. Finden Sie das toll? Oder ein richtiges Leben im Gegensatz zum *Ersatzleben*? Sie trauen sich ja nicht einmal mehr auf die Straße. Sie haben Angst!«

»Was?«

»Angstzustände. Panikattacken. Burnout. Und Sie sind gerade dabei, in eine hartnäckige Depression zu schlittern, wenn Sie mich fragen.«

»Haben Sie studiert?«

»Ich habe Erfahrung.«

»Mich hat dieser Psychokram noch nie interessiert. Ich helf mir selber. Wenn ich will.«

»Könnte ich vielleicht auch mal ein Glas Wein haben? Die zweite Flasche haben Sie fast alleine gesoffen.«

»Tschuldigung«, sagte Fred und leerte den Rest der Flasche gleichmäßig in beide Gläser.

»Sie sind doch der Meister der Überraschungen! Des Neuen, Frischen!« Susanne versuchte, mitreißend zu wirken. »Noch nie musste man von Ihnen eine Zeile lesen, die auch nur das geringste Klischee beinhaltet! Und jetzt das? Schriftsteller in der Schreibkrise in der unaufgeräumten Wohnung! Ist Ihnen so viel Klischee nicht peinlich?« Ein Versuch, dachte Susanne. Eine kleine Charmeoﬀensive. Zuckerbrot. Doch Alfred Firneis zeigte nicht einmal den Anflug eines Lächelns. Stattdessen stellte er mit der größten Überzeugtheit fest: »Klischee hin oder her – was ich schreibe, ist Müll, das ist eine Tatsache.«

Susanne stöhnte und schob die Sojasprossen entnervt aus ihrer Reichweite: »Was soll's. Mich geht's nichts an.«

27. Juni

Seit Fred Firneis bei Passau über die Donau gefahren war, regnete es. Das Wasser floss sturzbachartig über die Windschutzscheibe, obwohl der Scheibenwischer auf der höchsten Stufe lief. Immerhin konnte Fred nun fahren, nachdem er auf der Autobahn A9 kurz vor der rettenden Abzweigung bei Hof in einem 25 Kilometer langen Stau gestanden war. Hätte er das gewusst, Fred wäre über Gera oder Chemnitz gefahren, ganz egal, ob das länger dauerte, Hauptsache: fahren.

Fred fuhr langsam, denn auf der Straße stand Wasser, und sein Auto verfügte weder über ABS noch ESP noch all die anderen Dinge, von denen er nicht genau wusste, wozu sie dienten, weil ihn das nicht interessierte. Sich für Technik und Autos zu begeistern, fand er peinlich. Jedenfalls tat er so. Ganz stimmte es ja nicht, denn sein eigenes Auto liebte er geradezu, einen uralten Mercedes, Benzin, Automatik, einer von denen mit senkrechten Scheinwerfern vorne, so alt.

Fred genoss die sagenhafte Heizung, die seine Füße wärmte, und die glatte Geschmeidigkeit der Ledersitze. Als er das sternumkränzte Schild mit der Aufschrift »Republik Österreich« sah, überkamen ihn keinerlei heimatische Gefühle. Er mochte Österreich, aber er mochte auch seine Wahlheimat Deutschland. Dabei war Fred – wie alle österreichischen Kinder seiner Zeit – sehr antideutsch erzogen worden. Bei ihm zu Hause sagte man statt »Deutscher« prinzipiell »Piefke«. Die Verwendung des Grußes »Tschüss« wurde mit Hausarrest bestraft. Der Piefke galt als laut, geschmacklos und spießig, während der Österreicher sich selbst als charmant, stilvoll und fesch erlebte.

»Tschüss« sagte Fred noch immer nicht gerne, aber ge-

legendlich gebrauchte er es, um nicht durch ein allzu distanzierendes »Auf Wiedersehen« unhöflich zu erscheinen. Ehemalige Tabu-Worte wie »Schorle« musste er einfach verwenden, um nicht zu verdursten. Und im Laufe der Zeit mischten sich ganz schön viele berlinerische und deutsche Redewendungen in sein österreichisches Idiom. Fred hatte seine piefkefeindliche Erziehung erfolgreich überwunden. Bei großen Turnieren beispielsweise hielt er im Fußball zu den Deutschen, wenn die Österreicher ausgeschieden waren.

Er hielt oft zu den Deutschen.

Warum um alles in der Welt hatte er sich tatsächlich auf den Weg zu dieser Hütte gemacht? Es war eine Kurzschlusshandlung gewesen. Wie vieles in seinem Leben. Als Susanne alle Schwüre getan hatte, die Ärztin der Charité-Klinik nicht zu kennen, hatte Fred sich zögernd für den Hüttenplan interessiert. Seit er aus dem Krankenhaus zurück war, fühlte er sich in seiner Wohnung noch weniger wohl als zuvor. Er wollte raus. Instinktiv wusste er, wenn er jetzt in Berlin in seinen eigenen vier Wänden blieb, dann würde alles wieder seinen trostlosen Lauf nehmen, diese seltsame Panik, die Verzweiflung über die Panik, die Hysterie wegen der Verzweiflung. Er musste die Energie nützen, mit der ihn die Diagnose »organisch völlig gesund« aufgeladen hatte, um dem Kerker seiner schlechten Gewohnheiten – saufen, zweifeln, fürchten, verzweifeln – zu entkommen. Er musste raus. Aber irgendwo hin, wo er sich schützen konnte. Wo er allein sein konnte. Er zog in Erwägung, ein Haus am Meer zu mieten. An der Ostsee. Die Sekretärin des Verlags durchsuchte das Internet nach verfügbaren Feriendomizilen. Erwartungsgemäß war es unmöglich, Ende Juni ein erschwingliches Sommerquartier am Meer zu finden.

Susanne Beckmann hatte ihm auf einer Landkarte gezeigt, wo die Hütte stand. Grünbach am Elbsee. Fred hatte von der Gegend schon gehört. Das Elbtal befand sich am Nordrand der Alpen. Es gab den Großen Elbsee, Ursprung des Elbflusses, und dahinter, weiter in den Bergen, noch den Kleinen Elbsee. An dessen Ufer stand die aus Lärchenholz gebaute Hütte.

»Es ist wirklich sehr idyllisch dort«, hatte Susanne gesagt.

»Es gibt keine Idylle«, hatte Fred geantwortet. »Idylle ist dort, wo man nicht genau genug hinsieht.«

»Sie können mir auch einen Band mit Aphorismen mitbringen«, hatte Susanne gemeint. Um sich gleich darauf zu korrigieren: »Sie müssen gar nichts, Fred. Fühlen Sie sich zu nichts verpflichtet. Genießen Sie einfach die Zeit. Denken Sie nicht ans Schreiben. Machen Sie Urlaub. Atmen Sie mal durch.« Als erfahrene Verlegerin wusste sie: Am besten ist es, bei den Autoren den Druck rauszunehmen. Das ist das Einzige, was sie wirklich unter Druck setzt.

Susanne hatte ihm erklärt, wo er Wasser und Holz finden würde. »Der Schlüssel liegt beim Alois im *Gasthof zur Gams*. Dort, wo die Straße zum Kleinen Elbsee abbiegt. Sagen Sie dem Lois einen schönen Gruß. Viel Spaß! Tschüss!«

Fred spürte die Müdigkeit in seinem Kopf, als er sich den Voralpen näherte. Es schüttete noch immer, und Tempo 80 bot nicht den geringsten Nervenkitzel. Fred blieb nicht gerne stehen. Überhaupt mied er Autobahnraststätten. Die machten ihn immer schwindlig. Im Benz fühlte er sich sicher.

Die Sache mit der Waschanlage hätte er sich angesichts des Wetters vielleicht sparen können. Doch sein seit über einem halben Jahr in einer Nebenstraße abgestelltes Auto

war von einer dicken, klebrigen Schmutzschicht überzogen gewesen. Er hatte mit dem Eisschaber ein Guckloch in die Scheibe kratzen müssen, um überhaupt bis zur Waschanlage zu kommen. Dafür war der Wagen sofort angesprungen. Nur ein Mercedes ist ein Mercedes. Ein Werbespruch, der Fred in seiner Schlichtheit so berührte wie eine gute Zeile von Rilke.

Fred hatte für das gewaschene Auto einen Parkplatz direkt vor seinem Haus gefunden. Er war in den kleinen Laden im Erdgeschoss gegangen. Özer hatte sich aufrichtig gefreut. Fred hatte ein paar Vorräte eingekauft: Schafkäse, Brot, Oliven, Tomaten. Halva als Notvorrat, da reichte ein Bissen, um tagelang satt zu sein. Und natürlich Wein. Zwölf Flaschen, das sollte für die ersten Tage genügen. Sonst würde er in dieser seltsamen Hütte nicht viel brauchen. Ein wenig Kleidung, eine Zahnbürste.

Als Fred an den Wein in seinem Kofferraum dachte, fiel ihm der Spruch eines weisen Kollegen ein: »Ein Tag ohne Bier ist wie ein Tag ohne Wein.« Die Aussicht auf ein österreichisches Märzen, womöglich Gösser vom Fass, ließ ihn doch an einer Autobahnraststätte halten. Gebückt, als ob das vor dem Regen schützen würde, lief Fred hinein. Drinnen bekam er augenblicklich Beklemmungen. Hier war alles falsch. Die Gestalter dieses Gastraumes hatten versucht, das idyllische Leben in einem alten Bauerngasthaus nachzustellen. Doch der Holzboden war kein echter Holzboden, sondern ein Plastikboden im Bretterlook. Kastenfenster mit Blumenschmuck waren als Trennwände unmotiviert und gänzlich zweckentfremdet mitten im Raum platziert worden. Der übliche Rustikalmüll wie hölzerne Mistgabeln, Rechen und Wagenräder hing oder stand überall herum. Fred stellte sich an die Theke. Die Kellnerin trug Landhausmode. Also ein Dirndl, das keine

Tracht war, sondern nur so tat. So wie dieses ganze Lokal nur so tat, als ob.

Fred musste sich festhalten. Ihm schwindelte, vom langen Fahren oder von so viel Kitsch. Immerhin, eines passte: Gut, besser, Gösser. Noch so ein Werbespruch, der es in seinem Bauch warm werden ließ. Mit dem goldfarbenen Bier schluckte er eine seiner Tabletten hinunter. Er vertrug die Pillen gut. Die Sache mit dem erektilen Dings interessierte ihn derzeit nicht besonders.

Nach sich selbst gönnte Fred auch seinem Benz einen Schluck. Das war zugegebenermaßen ein kleines Problem, der Verbrauch. Er tankte voll. Auf keinen Fall durfte ihm dort bei dieser Hütte der Sprit ausgehen. Dann wäre er nämlich gefangen, und irgendwo gefangen zu sein, wie im Stau oder in einer Gondelbahn, gehörte neben Theaterbesuchen und Brokkoli zu den schlimmsten Vorstellungen in Freds Horror-Katalog.

Noch auf der Autobahn hatte Fred gedacht, der Regen könne gar nicht mehr zulegen. Nun, da er sich im Elbtal befand und auf die Berge zufuhr, merkte er, dass er sich getäuscht hatte. Wie hieß es im Wetterbericht immer so schön – die Wolken stauen sich an der Alpennordseite. Fred fuhr durch Wolken. Durch eine Wand aus Wasser. Von Bergen nichts zu sehen. Irgendwann, linker Hand, schemenhaft, ein altes Haus, ein sehr altes Haus: *Gasthof zur Gams* stand in Fraktur-Schrift darauf.

Fred parkte seinen Wagen vor der Tür und lief hinein. Die wenigen Meter genügten, um einigermaßen nass zu werden. Hinter der Theke stand niemand. Auch sonst unheimliche Leere, bis auf drei Gestalten in einer Ecke. Über ihrem Tisch baumelte ein rustikales Holzschild mit der Aufschrift »Stammtisch«. Zunächst sah Fred nur Hüte. Dann blickten die drei Männer auf. Ihr Gespräch verstummte

nicht, denn sie hatten schon vorher nichts geredet. Aus gläsernen, leicht geröteten Augen sahen sie Fred an, als hätten sie gerade den ersten homo sapiens ihres Lebens erblickt.

»Tach«, sagte Fred. Das Wort hallte fremdländisch durch den leeren Raum und Fred überlegte, ein »Grüß Gott« oder »Servus« nachzuwerfen, aber das hätte ihn nur noch mehr als Piefke gebrandmarkt. Alle seine während der Fahrt angestellten Überlegungen zu den geringen Unterschieden zwischen Deutschen und Österreichern verpufften in den Gesichtern dieser Eingeborenen. Das tiefe Österreich lag auf einem anderen Kontinent als Berlin.

»D'Ehre«, murmelte schließlich der Jüngste der Runde, der als einziger einen Gamsbart am Hut trug. Der Gamsbart kontrastierte auf merkwürdige Art mit dem Tattoo auf seinem rechten Unterarm, einer Nixe mit elegant geschwungenem Fischeschwanz und Brüsten, die sich voll Neugier der Welt entgegenstreckten. Wie auf ein geheimes Kommando zündeten sich alle drei eine Zigarette an. Österreich ist das einzige Land der Welt, in dem man immer noch überall rauchen kann, dachte Fred, und obwohl er selbst rauchte – und nicht zu knapp – erfüllte ihn diese Tatsache mit Missmut.

Fred setzte sich an einen Tisch. Auf diesem stand – wie einst in seiner Kindheit – die kulinarische heilige Dreifaltigkeit: Salz (mit Reiskörnern), Pfeffer (jedenfalls ein graues, fein gemahlene Pulver) sowie eine Flasche Maggi-Würze (mit Geschmacksverstärker).

Die drei Männer sahen ihn immer noch an. Man musste kein Hellseher sein, um ihre Gedanken lesen zu können: *Kenn ich nicht. Hab ich hier im Tal noch nie gesehen. Wird hoffentlich keine Schwierigkeiten machen.*